

# MÜNCHENER THEOLOGISCHE ZEITSCHRIFT

---

42. Jahrgang

1991

Heft 3

---

## Seelsorge auf dem Prüfstand

Auswirkungen der deutschen Einheit auf die Seelsorgsarbeit der katholischen Kirche in der ehemaligen DDR

*Joachim Wanke*

Es ist derzeit noch nicht in vollem Umfang absehbar, in welcher Weise sich die politischen und wirtschaftlichen Veränderungen im Osten Deutschlands auf die seelsorgliche Arbeit auswirken werden. Der politische Umschwung kam zu plötzlich. Eine innere Einstellung der Menschen auf die neuen Gegebenheiten erfolgt sehr langsam. Sie hält mit den tatsächlichen Veränderungen in der Politik, der Wirtschaft und Verwaltung, im Bildungs- und Sozialbereich nicht Schritt. Alte Mentalitäten und gewohnte Handlungsmuster wirken noch kräftig nach. Zudem ist der Prozeß der Umwandlung des alten Staats- und Gesellschaftssystems noch keineswegs abgeschlossen. Die Turbulenzen dieses gigantischen Experiments haben uns hier im Osten derzeit voll erfaßt, und auch in den alten Bundesländern beginnt man langsam zu ahnen, daß der 3. Oktober 1990 nicht nur den Osten, sondern auch den Westen verändern wird. So ist es nicht einfach, schon jetzt über die möglichen Konsequenzen des Zusammenbruchs der alten DDR und die Übernahme einer demokratischen gesellschaftlichen Ordnung im Osten Deutschlands für die Seelsorge zwischen Werra und Neiße Aussagen zu machen.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Inzwischen ist schon viel über dieses Thema geschrieben worden, vgl. u. a. die Hinweise in: Pastoralblatt 43 (1991) 152-155. Vgl. ferner »... wie die Träumenden«. Katholische Theologen zur gesellschaftlichen Wende, hrsg. von F.G. Friemel, Leipzig 1990; J. Wanke, Weiterbau in Freiheit. Die Herausforderungen für die Katholiken in der DDR nach der »Wende«, in: Christliche Perspektiven, Bestandsaufnahme für eine Kirche von morgen, hrsg. von M. Lohmann, Paderborn 1990, 135-156; H. Schürmann, Zukunftsweisende Erfahrungen der Kirche und Christen im Herrschaftsbereich des atheistischen Staatssozialismus, in: GuL 64 (1991) 142-153; K. Feiereis, Geistige und religiöse Herausforderungen unserer Zeit, in: Jugendwohl 72 (1991) 226-232. Aus den

Manches an Auswirkungen, vor allem im ökonomischen Bereich, ist jetzt schon zu spüren. Vieles aber, besonders im Blick auf die geistigen Veränderungen bei den Menschen und in der Gesellschaft insgesamt, wird sich in seinen Konsequenzen für die Seelsorge erst später voll zeigen. Dennoch enthebt uns die derzeitige Unsicherheit nicht der Verpflichtung, weiterhin seelsorglich zu handeln und Entscheidungen für das kirchliche Leben zu treffen, die möglicherweise in ihren Folgen derzeit noch gar nicht übersehen werden können.

Ich skizziere im folgenden einige Fragen, die uns augenblicklich in der Seelsorge beschäftigen. Ich ordne meine Überlegungen nach den vier Grundbereichen, in denen seelsorgliches Handeln sich vollzieht: Liturgie, Verkündigung, Diakonie, Gemeinschaft.

## 1. Gottesdienstliches Leben

Christliche Gemeinde ist vor allem der Raum, in dem ausdrücklich und fortdauernd durch die Geschichte hindurch das Gotteslob im Namen Christi und in der Kraft des Heiligen Geistes vollzogen wird. Manche Seelsorger und wache Christen haben mir in den letzten Monaten gesagt, was auch ich selbst dankbar erfahren habe: Inmitten der Unruhe des gesellschaftlichen Umbruchs und aller damit verbundenen Veränderungen war es eine Wohltat, Gottesdienst feiern zu können. Die Konstanz, mit der der Kern unserer Gemeinden das liturgische Gotteslob (im weitesten Sinn) auch innerhalb der Wendemonate durchtrug, hatte eine beruhigende und die Menschen stabilisierende Wirkung. Das ist sicher manchem unserer Gottesdienstbesucher neu aufgegangen: Der Gottesdienst und der Kranz der liturgischen Feste im Jahreskreis sind Geschenke, die unser Leben reich machen und ihm inneren Halt geben. Die Menschen, die derzeit das Gefühl haben, daß in den meisten ihrer Lebensbereiche alles radikalen Änderungen unterworfen ist, erfahren die in ihrer Gestalt und inneren Ausrichtung gleichbleibende Liturgie als Ort der eigenen Selbstfindung und einer durchtragenden Kontinuität.

Nach außen hin mag sich durch die neue Situation für das gottesdienstliche Leben unserer Diasporagemeinden im Osten wenig verändert haben. Natürlich trug die neue Mobilität der Menschen zur »Zerfaserung« unserer Gottesdienstgemeinden bei. Viele waren und sind noch unterwegs und holen im Reisen nach, was ihnen durch die Jahre hindurch verwehrt war. Die Pfarrer sagen, daß sich inzwischen die Lage schon etwas beruhigt hat. Doch werden wir wohl in Zukunft die Erfahrungen der Seelsorger im Westen teilen, daß ein Teil der Kerngemeinde ständig unterwegs ist. Aber nicht nur Besuchsreisen und Touristik, sondern auch Ausbildung und Arbeitsplatzwechsel tragen zu dieser stärkeren Mobilität bei. Noch mehr als bisher trennt sich für die Menschen der Wohn- vom Arbeitsort. Manche Aktivitäten der Pfarrgemeinden sind jetzt nicht mehr so möglich wie früher.

---

vielen evangelischen Beiträgen nenne ich *W. Krötke*, Die Kirche und die »friedliche Revolution« in der DDR, in: ZThK 87 (1990) 521–544; *A. Schönherr*, Die Kraft der Schwachen. Was bringen die evangelischen Kirchen der ehemaligen DDR in die neue Einheit mit? in: Orientierung 55 (1991) 55–61.

Eine mißliche Folge der Einheit ist die Erfahrung, daß wir, besonders in den katholischen Gebieten des Eichsfelds und der Rhön, kaum noch die Kirchenräume geöffnet halten können. Wir bitten die Gemeinden, wenigstens teilweise eine Kirchenöffnung zu ermöglichen, etwa durch freiwillige Helfer, die Präsenzdienste in den Gottesdiensträumen übernehmen. Bei künstlerisch wertvollen Kirchen verzeichnen wir eine sprunghafte Zunahme der Besucherzahlen, was ebenfalls mancherlei Probleme, aber sicher auch die Chance mit sich bringt, die religiösen Kunstwerke den meist ungläubigen Besuchern nahe zu bringen.

Damit berühre ich ein anderes Problem. Bekanntlich hat das alte politische System eine Reihe von Menschen, die zwar getauft und vielleicht anfänglich in das kirchliche Leben eingeführt waren, dann doch von der kirchlichen Praxis abgehalten bzw. sogar zum Kirchenaustritt gedrängt. Hohe und mittlere Leitungspositionen im Wirtschaftsleben und Bildungsbereich, zum Teil auch im Gesundheitswesen, vor allem auch in der Verwaltung waren nur Parteigenossen vorbehalten. Diese aber mußten aus der Kirche austreten. Solche Pressionen sind jetzt entfallen. Manche, die aus Angst oder wegen ihrer beruflichen Karriere sich scheuten, am kirchlichen Leben teilzunehmen, suchen jetzt wieder neuen Kontakt. Ich habe in der letzten Zeit eine Reihe von Anträgen auf Wiederaufnahme in die Kirche vorgelegt bekommen. Diese Leute sind freilich der gottesdienstlichen Praxis entwöhnt und bedürfen mancherlei Hilfen, nach Jahren der Abständigkeit wieder Zugang zur Liturgie und zur Sakramentenpraxis zu finden. Das ist für die Seelsorger eine große Herausforderung, auf die im Grunde mit einer liturgischen Praxis zu antworten ist, die mit der katechumenalen Situation vieler Gemeindemitglieder rechnen muß. Aber das gilt sicher nicht nur vom gottesdienstlichen Leben.

Die Teilnahme an gottesdienstlichen Feiern wird auf einmal nicht nur für »Randchristen«, sondern auch für Nichtchristen aus verschiedensten Gründen wieder interessant. »Man« darf sich jetzt erlauben, wieder einmal eine Kirche zu besuchen oder an kirchlichen Feiern wie Begräbnissen, Trauungen oder Segnungen teilzunehmen. Früher konnte ein Genosse kaum wagen, ein Orgelkonzert in einer Kirche zu besuchen! Dieser Wandel ist sicherlich erfreulich, aber er bringt auch für die Kerngemeinde und die Seelsorger mancherlei Verlegenheit mit sich. Wie können solche kirchenfernen Menschen Zugang zur Liturgie gewinnen? Romano Guardini hat gegen Ende seines Lebens die bange Frage gestellt, ob es so etwas wie eine grundsätzliche Liturgieunfähigkeit des heutigen, auf vielerlei Weise beschädigten Menschen geben könnte. Niemand weiß darauf mit Sicherheit zu antworten. Ich bin angesichts der vielen profanen, quasi-liturgischen Zeichen, für die die Menschen unserer Tage durchaus empfänglich sind, nicht so pessimistisch. Im Erfurter Dom erreiche ich in der Weihnachtsnacht mit einem Wortgottesdienst durchaus Aufmerksamkeit bei den vielen Besuchern, die sicher zum größten Teil keine gottesdienstliche Praxis haben.<sup>2</sup> Aber können Ungläubige überhaupt Gottesdienste feiern? Oder ist die Grenze zwischen Glaube und Unglaube doch nicht so klar wie wir Seelsorger manchmal meinen? Vielleicht sollten wir diese Frage offen lassen. Wichtig wird es sein, unseren Gottesdiensten spirituelle Tiefe zu geben.

---

<sup>2</sup> Vgl. J. Wanke, Weihnachtslob für Ungläubige? in: Gottesdienst 23 (1989) 145-147.

Die geistliche Vertiefung unseres gottesdienstlichen Lebens wird davon abhängen, ob es gelingt, in unseren liturgischen Feiern Gott in den Blick zu bringen. Die Gottesdienste leben nicht von diesem oder jenem Extra, mit dem wir die Menschen einzufangen suchen. Entscheidend wird sein, ob Gottesdienste den verhangenen »Himmel« über den Menschen aufreißen können. Darum brauchen unsere Gottesdienste, gerade jene, die Menschen in katechumenaler Situation ansprechen wollen, die Dimension der Anbetung, des Lobpreises, auch den Raum der Stille, die zum Aufdecken der eigenen Lebenssituation vor Gott führen kann, aber sie brauchen auch das Fluidum festlicher Freude, die Ausdruck unserer gläubigen österlichen Grundgestimmtheit sein darf. Gottesdienste sind ein Gradmesser für die Kulturfähigkeit eines Volkes. Wir haben in der Vergangenheit eine Gesellschaft erlebt, die meinte, nur sich selbst anbeten zu müssen. Ich hoffe, daß unsere Dome und Kirchen Stätten der Anbetung Gottes bleiben. Damit ist auch den Menschen am besten gedient.

## 2. Glaubensverkündigung und seelsorgliche Begleitung

Mit solchen Überlegungen spreche ich wohl den entscheidenden Punkt an, der unsere Pastoral in der Wurzel berührt. Wie kann es in unserem gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld zur Lebensumkehr im Sinne des Evangeliums und zum Einstieg in die Nachfolge Christi kommen?

Die neuen gesellschaftlichen Gegebenheiten eröffnen uns ein weites Feld für die Verkündigung. Wir können uns neuerdings als Kirche in den Medien präsentieren, wir sind gefragt in den Schulen und in der Erwachsenenbildung, die Seelsorger können ungehindert in die Gefängnisse und sogar in die Kasernen gehen. Die Krankenhäuser und Sozialeinrichtungen öffnen sich mehr als bisher für die Geistlichen, die Parteien und die Verbände rufen nach der Präsenz der Kirche und ihrer Vertreter. Unsere auch an Seelsorgsmitarbeitern kleine Kirche kann gar nicht alle Möglichkeiten wahrnehmen, die sich jetzt auftun.

Wichtiger als die Frage der quantitativen Ausweitung der Verkündigungsarbeit ist freilich die Frage nach der Qualität, die diese Verkündigung bei uns haben müßte. Ich bin mir bewußt, daß ohnehin jede Verkündigung in gewissem Sinn nur »Vorfeld-Arbeit« leistet. Lebensumkehr und Glaube an Gott in der Nachfolge und der Art Jesu Christi sind gnadenhafte Geschenke, die niemals Ergebnis menschlicher Bemühungen (allein) sein können. Dennoch stellt sich bedrängend die Frage, ob ein durchschnittlicher Bürger aus den neuen Bundesländern, etwa aus den Trabantenstädten von Halle oder Leipzig mit ihrem »religionsfreien« Umfeld, überhaupt die reelle Chance hat, durch die Außenhaut unserer kirchlich-katholischen Selbstdarstellung hindurch zur Mitte des Evangeliums, eben zum Glauben, der zur Lebenswende wird, durchzustoßen. Das geschieht sicher hin und wieder — und wir Seelsorger staunen darüber. Gott hat überall seine Möglichkeiten, Menschen zu berühren und zur Glaubensantwort herauszulocken. Aber mein Eindruck ist, daß Gott manchmal zusätzlich noch »kirchliche« Stolpersteine aus dem Weg räumen

muß, ehe der Mensch den Weg des Glaubens, des Hoffens und des Liebens frei und ungehindert betreten und dann auch auf ihm bleiben kann.

In der Grundfrage, wie die kirchliche Verkündigung beim heutigen Zeitgenossen innere Relevanz gewinnen könnte, sind wir wohl derzeit in Ost und West gleichermaßen ratlos. Bei uns im Osten ist vielleicht der Stachel der Fragestellung noch unerbittlicher zu spüren als im Westen, wo manches an »Milieukirchlichkeit« und Traditionspflege (die ich selbst durchaus für wichtig halte!) die radikale Säkularität auch der westlichen Gesellschaft noch zudeckt.<sup>3</sup> Dieser Mantel herkömmlicher Religiosität fehlt hier, wie jüngste religionssoziologische Erhebungen deutlich gemacht haben.<sup>4</sup> Im Westen war das Erschrecken darüber teilweise groß. Immer wieder werde ich von westlichen Besuchern ungläubig gefragt, ob tatsächlich so wenige Menschen bei uns getauft sind. Aber dieses Erschrecken könnte heilsam sein, wenn es uns gemeinsam zu Veränderungen in unserer Pastoralstrategie ermutigen würde.

In welche Richtung würden solche Veränderungen weisen? Viel Bedenkenswertes wird dazu gegenwärtig in der pastoraltheologischen Diskussion vorgetragen. Von meinen Erfahrungen her würde ich gern folgende Punkte hervorheben:

a) Die Evangeliumsverkündigung ist dort sachgerecht, wo sie neben Zustimmung auch Widerspruch hervorruft. Die Einbettung der Normalverkündigung in den allgemeinen Erwartungshorizont dessen, was Menschen heute gemeinhin von Kirche und Religion erwarten, ist für das Evangelium tödlich. Was Jesus Christus zu sagen hat, muß in die *krisis* führen, sonst wird sein Wort zur Unterhaltung oder zum gesellschaftlichen »Schmiermittel«. Wir spüren hier im Osten derzeit diese fatalen Erwartungen an die Kirche(n), Lückenbüßer und moralisches Alibi für eine unbußfertige Gesellschaft zu spielen, die den Folgen ihrer allgemein akzeptierten Grundprinzipien und Handlungsnormen nicht ins Gesicht schauen will. Ich füge freilich hinzu, um nicht von Fundamentalisten mißverstanden zu werden: Unser Widerspruch zur gesellschaftlichen Normalität muß konstruktiv sein und die Verheißung von Leben erahnen lassen. Das führt schon zum folgenden.

b) Das Grunderlebnis der Bekehrung muß sich mit der Grunderfahrung einer neuen Freiheit decken. Ich persönlich weiß nur, daß ich ohne Christus nicht atmen könnte. Ich würde an mir und der Welt, wie ich sie (meistens) erfahre, verzweifeln. Das ist einmal sehr subjektiv beschrieben, was sich mehr allgemein in Stichworte wie diese fassen ließe: Glaube und Umkehr als Horizonterweiterung, als Lebensvertiefung, als unverkrampte Annahme der Wirklichkeit, als Absage an Fremdbestimmtheit, als Durchbruch zum Selbststand, zur Fähigkeit zu Hingabe und nicht berechnender Liebe usw. Jesus hat m. W. seine ethischen Forderungen immer als Folgerungen verstanden, die sich aus der Entdeckung seines Vatergottes ergeben. Natürlich wird von der Glaubenspsychologie her

<sup>3</sup> H. Schürmann spricht von »zwei Arten von Säkularismus: den in katholischen Traditionsgebieten trachtenreich verkleideten ... und den »nackten« Säkularismus, der alle Hüllen abgeworfen hat ...« (a. a. O. [s. Anm. 1] 145). Letzteren diagnostiziert er in den Gebieten des ehemaligen protestantischen Staatskirchentums.

<sup>4</sup> Vgl. die Auswertung einer Allensbach-Untersuchung über die Religiosität der DDR-Bevölkerung, in: Rheinischer Merkur vom 28. 9. 1990, S. 25.

manchmal auch die Forderung an erster Stelle zu stehen haben (»Tu das und du wirst leben!« Lk 10,28), aber von der Glaubenslogik her ist das Tun schon von der (vielleicht nur anfanghaften) Überraschung ermöglicht, daß da jemand mir dieses Tun zutraut — und mich offensichtlich zu noch erstaunlicheren Dingen befähigen will.

c) Ich komme mehr und mehr zu der Überzeugung, daß die Seelsorge in der so mobilen und ausdifferenzierten Gesellschaft unserer Tage nicht allein territorial strukturiert sein kann. Natürlich hatten wir im Osten in der Vergangenheit auch Formen »kategorialer« Seelsorge, die freilich letztlich immer für die Ortsgemeinden Zuarbeit leisten sollten. Ich gestehe hier freilich eine gewisse Unsicherheit. Ist die Ortsverhaftung des Menschen eine anthropologische Konstante, die wir auch pastoral nicht ungestraft verletzen können? Andererseits sehe ich, daß sowohl Seelsorger als auch Laienchristen von bestimmten Gemeindemilieus einfach so eingengt werden, daß dies an die Substanz ihres persönlichen Nachfolgeweges gehen kann. Auch in der Vergangenheit hatten ortsübergreifende Personalgemeinden, besonders in der Diaspora, ihre Bedeutung. Der Glaube muß von lebendigen Zellen ausgehen, deren inneres Profil überzeugt und deren äußere mobile Struktur den differenzierten Lebens- und Glaubenssituationen heutiger Menschen gerecht werden kann. Hier bringen die sog. »Geistlichen Bewegungen« in der Tat eine alte Erfahrung der Kirche neu zur Geltung. Die Ortsgemeinden erreichen oftmals nicht mehr die Menschen, die solche »Bewegungen« ansprechen können, und zwar in einer Weise, die radikal und dennoch menschlich einfühlsam ist. Das hängt wohl mit der folgenden Überlegung zusammen.

d) Unsere Pastoral muß den Wegcharakter des Glaubens und die Gestuftheit des Bekehrungsvorgangs wieder neu ernst nehmen. Gottes Gnade führt die Menschen oft sehr weite Wege, ehe diese in Ausdrücklichkeit und sakramentaler Zeichenhaftigkeit das Mysterium gläubig bekennen können, das sie schon längst mit geheimer Anziehungskraft ergriffen hat. Zu schnell versuchen wir, den Menschen die Vollform einer kirchlich-gläubigen Existenz überzustülpen, die sie in ihrer inneren Wahrhaftigkeit überhaupt noch nicht nachvollziehen können. Wahrhaftigkeit im Ausdruck und innere Nachvollziehbarkeit dessen, wozu seelsorglich eingeladen wird, müssen jedoch die Grundbedingungen einer Pastoral sein, die sich von der Ehrfurcht vor der Freiheit des Menschen und vom Erbarmen mit ihm im Sinne Jesu leiten läßt.

So leicht dies alles theoretisch zu reflektieren ist, so schwierig ist die Umsetzung solcher Überlegungen in die konkrete Pastoral. Hier hängt sehr viel von denen ab, die sich auf seelsorgliches Arbeiten in dieser Zeit einlassen (wie überhaupt der Zustand der Pastoral weithin vom Zustand der Seelsorger, Kleriker wie Laien, abhängt).

Ich nenne als Beispiel den schulischen Religionsunterricht. In unseren Gemeinden und unter unseren pastoralen Mitarbeitern gibt es ausgesprochene Bedenken, mit dem Religionsunterricht in das schulische Milieu zu gehen. Sicherlich gibt es Fragen an die »Effizienz« des schulischen Religionsunterrichtes. Die Erfahrungen in den alten Bundesländern sind ja z.T. recht zwiespältig. Doch habe ich den Eindruck, daß wir im Osten zu wenig die Chancen eines Verkündigungsraums sehen, der u.U. für Kinder ohne Gemeindebindung und ohne häusliche Ermutigung zum Christwerden zum Ort von Glaubenserfahrung werden könnte. Das hängt natürlich entscheidend vom Religionsleh-

rer ab, der als Glaubenszeuge zur persönlichen Brücke für eine spätere Gemeindefähigkeit des jungen Menschen werden könnte. Ich gebe zu: die Schwierigkeiten für schulischen Religionsunterricht sind angesichts unseres alten, ideologiebefrachteten Schulsystems («Die Roten sind gegangen, jetzt kommen die Schwarzen!») und angesichts einer Umwelt, in der katholische Christen eine verschwindende Minderheit darstellen, beträchtlich. Doch wäre es den Versuch wert zu erproben, ob nicht das Evangelium auch in nichtchristlichem, hier: schulischem Umfeld seine Anziehungskraft erweisen könnte. Daß es daneben auch weit gefächerte katechetische Bemühungen um Kinder und Jugendliche in der Gemeinde und noch mehr im Elternhaus geben muß, setze ich dabei voraus.

Dieses Beispiel verdeutlicht die Grundfrage an die Pastoral unseres Raumes: Wird sie die Kraft finden, aus einer mehr oder weniger gut durchgehaltenen Betreuungsseelsorge zu einer missionarischen Pastoral zu werden? Der Weg einer Restauration kirchlicher »Milieus« ist uns verwehrt. Jeder Katholik lebt heute, auch in den sog. »katholischen Gegenden«, in der Diaspora. Ziel seelsorglichen Mühens in ihren diversen Formen ist der in der Wahrheit Christi gefestigte Mensch, der »Dissident« des Gottesreiches, der inmitten dieser Weltzeit es wagt, schon jetzt aus den Kräften der kommenden Welt Gottes zu leben (so ähnlich wie der politische Dissident im realen Sozialismus aus einer utopischen Hoffnung auf die Durchsetzung der Wahrheit lebte, die im Menschen unausrottbar ist).<sup>5</sup> Natürlich werden Christen in dieser exponierten Lebensform sich immer gegenseitig stützen müssen. Aber letztlich ist nicht das Milieu rettend, sondern die freie, willentliche Entscheidung des Einzelnen.

### 3. Diakonie

Viele praktische Fragen ergeben sich gegenwärtig für die kirchlich-caritative Arbeit. Unsere kleinen Ortskirchen im Osten Deutschlands werden in naher Zukunft sehr prüfen müssen, wo sie die kirchlichen Kräfte einsetzen bzw. auch zurücknehmen, um ein inneres Gleichgewicht und eine überzeugende Ausgewogenheit aller kirchlichen Lebensäußerungen zu erreichen.

Dieser Appell betrifft sehr konkret die Frage, ob wir als verhältnismäßig kleine Kirche ein so umfängliches katholisches Sozialwerk in den neuen Bundesländern aufrecht erhalten können. Allein in meinem Erfurter Sprengel befinden sich 10 katholische Krankenhäuser, 4 Sozialeinrichtungen für Behinderte, 34 Alters- und Pflegeheime, dazu noch diverse caritative Spezialdienste. Natürlich erhoffen wir uns in naher Zukunft eine stärkere staatliche Unterstützung auch für jene Sozialbelange, für die wir bisher allein eintreten mußten, vornehmlich im Bereich der Kinder- und Jugendarbeit. Unsere katholischen Kindergärten beispielsweise sind in der Vergangenheit nur mit kirchlichen

---

<sup>5</sup> Vgl. *V. Havel*, Versuch, in der Wahrheit zu leben, Hamburg 1990. Es ist interessant, dieses Buch einmal im Blick auf die »Fremdheit« des Christlichen in dieser Welt zu lesen.

Mitteln getragen worden. Doch ist es eine grundsätzliche Frage, ob wir als Kirche Sozialeinrichtungen halten können, die wir nicht von innen her christlich prägen können. Bisher haben wir Wert darauf gelegt, gerade den kirchlichen Bildungs- und Erziehungseinrichtungen mit christlich motivierten Mitarbeitern ein »Gesicht« zu geben. Wir hoffen, dies durchhalten zu können.

Jetzt werden wir auch bedenken müssen, ob nicht neue Nöte uns als Kirche in der hiesigen Gesellschaft fordern. Schon vor mehreren Jahren wurden in einigen Kirchengebieten katholische Ehe- und Lebensberatungsstellen aufgebaut. In Dresden und Berlin-Ost existiert eine ökumenisch arbeitende Telefonseelsorge, in Erfurt ist eine solche geplant. Therapiestellen für Suchtgefährdete arbeiten in den größeren Städten im Auftrag unserer Kirche. Wir müssen damit rechnen, daß in naher Zukunft die wirtschaftliche Umstellung in unserem Land vermehrt soziale Notfälle produziert, denen sich dann auch unsere Kirche stellen muß.

Gerade im Sozialbereich der Gesellschaft hat unsere Kirche vielfältige Wirkungsmöglichkeiten, die sich noch ausweiten könnten. Die Menschen erwarten von der Kirche diesen Dienst und bringen unseren Caritaseinrichtungen großes Vertrauen entgegen. Vielfach wird uns die Trägerschaft sozialer Einrichtungen direkt angetragen, wobei wir häufig abwinken müssen. Wir sind einfach an den Grenzen des Leistbaren angelangt.

Wir dürfen freilich nicht den Bereich der nicht-institutionalisierten Caritas der Kirche vernachlässigen. Die Liebe Christi muß in Personen erfahrbar werden. Der Dienst der Barmherzigkeit von Mensch zu Mensch, die Aufmerksamkeit für soziale, aber auch geistige Nöte innerhalb der Gemeinden, die Wachheit der Hirten der Kirche für Defizite der Menschlichkeit in der Gesellschaft — das alles gilt es zu bewahren und zu vertiefen. Die Kirche wird zum Dienst am Nächsten immer neu motivieren müssen, nicht zuletzt auch jene, die als Christen unter Nichtchristen im sozialen Dienst der Gesellschaft und ihrer profanen Einrichtungen stehen. Vielleicht könnte das eine von evangelischen wie katholischen Christen gemeinsam getragene Stoßrichtung des sozialen Wirkens der Kirche(n) in der hiesigen Gesellschaft sein: mit beizutragen und anzustiften zu einer »Option für eine Gesellschaft des Erbarmens«. Die Gerechtigkeit ist sicher eine wichtige Dimension einer humanen Gesellschaft, aber sie braucht notwendig als Ergänzung bis in die letzten Verästelungen des Sozialkörpers hinein das Erbarmen, zu dem uns die Liebe Christi drängt.

#### 4. Kirchliche Gemeinschaft

Christ-Sein lebt von der Erfahrung gemeinsamer Nachfolge Christi. Hier werden in naher Zukunft unserem Diaspora-Katholizismus einige schmerzliche Erfahrungen ins Haus stehen. Bislang lebten wir im Osten in unseren Gemeinden und kirchlichen Gruppen in einer vom alten System erzeugten »Schulterschuß-Gemeinschaft« (auch ökumenisch), die jetzt aufbrechen wird. Die plötzliche »Nachmodernisierung« unserer Gesellschaft erzeugt auch bei uns eine gewisse Anonymität und Fremdheit des Einzelnen in einer Welt, die stark von der Effektivität der Wirtschaft und einer funktionierenden Dienstleistung gegen Bezahlung lebt.



Ich gebe zu, daß die alten gesellschaftlichen Verhältnisse im Osten uns als Christen stärker aufeinander verwiesen haben als etwa im Westen, wo Kirche und religiöse Praxis gesellschaftlich zwar toleriert sind, aber doch sehr in den Privatbereich des Einzelnen zurückgenommen werden. Wer bei uns dem Glauben und der kirchlichen Praxis treu blieb, fand oftmals auch im kirchlichen Umfeld seine menschlichen Beziehungen. Gerade in der Jugendpastoral war diese Erfahrung sehr tragend. Die gemeinsame Abwehr nach außen schuf gegenseitiges Vertrauen und Solidarität nach innen. Die Seelsorger trugen weithin in vorbildlicher Weise die Nöte der Gläubigen mit. Sie halfen so, eine Atmosphäre der Brüderlichkeit in den Gemeinden zu schaffen. Auch wurde durchaus sehr überlegt und gezielt das beim Gemeindeaufbau mit eingebracht, was die *Communio*-Struktur unserer Ortskirchen fördern konnte. Dankbar sei hier das Wirken der theologischen Lehrer meiner Priestergeneration erwähnt, die uns von der Konzilstheologie und von einem soliden biblischen Fundament her in unserem Kirchenverständnis geprägt haben. Gern erinnere ich in diesem Zusammenhang auch an solche herausragenden Seelsorger und Hirten wie Bischof Hugo Aufderbeck, meinen Vorgänger im bischöflichen Amt, der in seiner pastoralen Praxis und in seiner mitbrüderlichen Amtsführung die Erfahrung echter kirchlicher *koinonia* überzeugend vermittelt hat.

Nun brechen über uns Erfahrungen herein, um die wir im Osten in dieser spannungsvollen Intensität zwar theoretisch wußten, die sich aber doch nicht so drastisch im eigenen kirchlichen Erleben niedergeschlagen haben. Ich nenne nur die Stichworte, die diese Spannungsfelder umreißen: die Auseinandersetzung zwischen »oben« und »unten« in der Kirche, zwischen Klerus und Laien, zwischen Rom und den Ortskirchen, das Ringen um den rechten Ausgleich zwischen Anlehnung an Autorität und eigenem Gewissensentscheid, zwischen Gottesdienst und Weltdienst, zwischen katholischer Identität und ökumenischem Engagement u. a. m. Natürlich bewegten diese und andere Fragen auch bei uns die Gemüter. Die Verhältnisse ließen freilich nicht zu, daß es zu heftigen Pendelausschlägen zwischen rechts und links kam.

Es ist sicher gut so, daß wir aus der relativen »Beschaulichkeit« dieser Situation jetzt herausgeführt werden. Ich möchte freilich daran erinnern, daß bis in die letzten Jahre hinein eine entschiedene und konsequente christliche Haltung auch schmerzhaft Konsequenzen für den einzelnen und seine Familie haben konnte. Für eine ganze Reihe unserer Katholiken, besonders jene, die in Leitungspositionen standen oder die beispielsweise mit engstirnigen Schuldirektoren zu kämpfen hatten, war Christ-Sein alles andere als beschaulich.

Bei manchen Seelsorgern höre ich jetzt im Blick auf die Gemeinden pessimistische Töne. Es könnte natürlich sein, daß jetzt die Jagd nach den so heiß ersehnten materiellen Gütern und der Kampf um den Erhalt und die Steigerung des Lebensstandards die Menschen innerlich sehr besetzt halten. Doch waren diese Versuchungen, freilich nur auf einem etwas niedrigerem Niveau, auch in der alten Zeit gegeben. Zudem existierten vor der Wende für uns auch andere Versuchungen, die nicht weniger gefährlich waren: Angepaßtheit an das System in mancherlei Gestalt, Blindheiten und Wertausfälle, die unser Leben eng und grau machten. Das Jammern über mögliche negative Folgen der Freiheit für unser religiös-kirchliches Leben finde ich nicht gut. Was nicht auch in der

Freiheit gedeihen kann, gedeiht überhaupt nicht.<sup>6</sup> Es geht jetzt um eine »Einweihung« unserer Christen in die Situation des »Sattseins« (vgl. Phil 4, 11–33), wobei die »Sättigung« bekanntlich noch etwas auf sich warten läßt.

Wir werden uns weiter um eine Gestalt von Kirche mühen müssen, die der Welt das Zeugnis brüderlicher Gemeinschaft gibt. Ich hoffe, daß unsere Gläubigen die guten Erfahrungen, die sie in der Vergangenheit mit der Kirche, mit ihren konkreten Gemeinden machen konnten, nicht so schnell vergessen. Der äußere Wandel wird uns freilich noch manche Aufgabe zuweisen, nun unter veränderten Bedingungen diese kirchliche Gemeinschaft innerlich zu beseelen und ihr Zukunft in unserer Mitte zu geben.

Ich möchte, wiederum nur beispielhaft, auf einige solcher Aufgaben hinweisen, die sich uns unter diesem Blickwinkel stellen.

a) Die katholischen Verbände, die jetzt bei uns präsent zu werden suchen, werden manchmal in den Gemeinden und von den Seelsorgern recht kritisch gesehen. Sprengen die Verbände unsere Diasporagemeinden auf? Ich meine, das muß nicht so sein.

Für unseren östlichen Gemeindekatholizismus ist das Angebot kirchlich-verbandlichen Lebens eine Herausforderung, die uns zu innerer und äußerer Weitung unseres kirchlichen Selbstverständnisses helfen könnte. Für die von der westlichen Gesellschaft geprägten katholischen Verbände ist umgekehrt die neue Einwurzelung in einem weithin atheistischen Land eine Anfrage an die eigene Identität, sei es, daß der Ursprungsimpuls eines Verbandes neu belebt werden muß, sei es, daß »verbürgerlichte« Lebensäußerungen eines Verbandes sich im Blick auf den apostolischen Auftrag, den letztendlich jeder katholische Verband hat, reformiert werden müssen.

Sicherlich haben die katholischen Verbände im Osten Deutschlands Rücksicht zu nehmen auf eine gewachsene Gestalt christlichen Lebens, die sich unter den besonderen Bedingungen eines »staatlich verordneten Atheismus« ausgeprägt hat. Die Mitte dieses kirchlichen Lebens ist (weithin) die Pfarrgemeinde. Auch die vom sozialistischen Staat noch tolerierten Reste kirchlich-verbandlichen Lebens (etwa am stärksten innerhalb der fortdauernden Caritasarbeit, aber auch die Aktivitäten unter dem Stichwort Kolping, und noch ausgedünnter in der kirchlichen Berufsgruppenarbeit, der Jugendseelsorge oder in kirchlichen Akademikerguppen) hatten ihre einzige strukturelle Basis in den Pfarreien bzw. Diözesen. Bezeichnend ist, daß die neueren geistlichen Bewegungen ebenfalls stark im Gemeindeleben Fußten und dort ihren ersten Anhalt suchen mußten (was sie z. T. auch in der Entfaltung hinderte).

Diese Gegebenheit verstärkt die ohnehin im Verbandskatholizismus vorhandene Spannung zu den Pfarrgemeinden vor Ort. So ist damit zu rechnen, daß die Entstehung neuer Verbandsgruppen innerhalb der Gemeinden auch weiterhin auf Mißtrauen stößt bzw. die Sorge hervorruft, die ohnehin nicht großen Pfarrgemeinden in ihren personell angespannten Gruppenaktivitäten vorerst mehr zu belasten als zu bereichern. Es wird wichtig sein, daß die Verbände in ihren neuen Gruppen vor Ort wichtige und sinnvolle Gemeindeaktivitäten mittragen, vornehmlich das liturgische Leben, aber auch die

---

<sup>6</sup> Vgl. W. Krötke, a. a. O. (s. Anm. 1), 528.

Gemeinderäte, die Pfarrgruppen (soweit das möglich ist), die Gemeindefeste und anderes mehr.

In größeren Pfarrgemeinden sollten die Verbände bei uns die Devise beherzigen: Stark werden nicht auf Kosten der Pfarrgemeinde, sondern mit und für die Pfarrgemeinde. Das wird dort am besten gelingen, wo Verbandsgruppen vor Ort kleine, »familiär« geprägte Gemeinschaften christlichen Lebens sind. Solche Gemeinschaften, die durchaus ihren verbandlichen Idealen verpflichtet sind, wären dann so etwas wie kirchliche Basisgruppen unter deutschen Verhältnissen.

b) Ich nenne als weiteres Bewährungsfeld für eine *Communio*-Gestalt unserer Ortskirchen das Stichwort: Kirche und Frauen. Bekanntlich hat die Suche nach einem neuen Selbstverständnis der Frau auch den kirchlichen Bereich erfaßt. Die Diskussion über den sog. Feminismus wird freilich hierzulande relativ verhalten geführt. Im kirchlich-katholischen Bereich hatten wir ohnehin in der Vergangenheit andere Sorgen, als über das Rollenverhältnis der Geschlechter zu debattieren. Doch lassen sich die Fragen, die sich aus der Weiterentwicklung gesellschaftlicher Gegebenheiten auch für die Lebenswelt der Frau zum Teil bedrängend ergeben (etwa im Blick auf die volle Berufstätigkeit der meisten Frauen hierzulande), nicht mit einigen schnellen Formeln beantworten. Der kirchliche Bereich ist insofern hineingezogen in die allgemeine emanzipatorische Entwicklung der Geschlechter, die allenthalben in Europa und Nordamerika zu beobachten ist.

Unsere Diasporakirche ist schon seit langem auf die Mitarbeit der Frauen in den Gemeinden und Diözesanstrukturen angewiesen. Die dominierende Rolle des Klerus verdeckte oft nach außen hin, daß ein Großteil der praktischen Seelsorgearbeit von den »Seelsorgehelferinnen« geleistet wurde, hauptberuflich in der Kirche tätigen Frauen mit einer oft sehr hohen Berufsmotivation. Manche Ressorts in den Diözesanleitungen und in der Caritas werden eigenverantwortlich oft seit Jahren von Frauen geleitet. In jüngster Zeit treten auch Frauen in den Dienst der Verkündigung bei Wortgottesdiensten und in den Dienst der Eucharistieausteilung. In den Gremien der Pfarreien und Dekanate werden durchaus auch Frauen in verantwortliche Positionen berufen.

Ob freilich die Probleme der Frauen und Mädchen in allen Bereichen der Seelsorgearbeit hinreichend berücksichtigt werden, darf man bezweifeln. Die derzeitigen Umschichtungen in der Gesellschaft treffen in voller Härte meist die Frauen. Oft gehen auch Partnerschaftsprobleme in Ehen und Familien meist zu Lasten der Frauen. Die steigende Arbeitslosigkeit in den neuen Bundesländern trifft zuerst die Frauen. Die vielen alleinerziehenden Frauen stehen zwar schon länger im Blick der Seelsorgearbeit, doch besteht auch hier und auf anderen Feldern noch die Notwendigkeit, die Belange der Frauen und ihre Probleme besser wahrzunehmen.

Unsere Frauen und Mädchen brauchen in der heutigen Zeit der Polarisierung der Geschlechter eine Kirche, die auch sie überzeugend als Gemeinschaft erfahren können. Das ist eine Herausforderung, der wir uns stellen müssen.

c) Schließlich nenne ich den Bereich der Ökumene. Der ökumenische Einsatz lebt von der *Communio*-Fähigkeit der Kirche. Aus der Sicht unserer Ortskirche im Thüringer Raum bezeichne ich die ökumenischen Beziehungen unserer katholischen Kirche zu den evangelischen Schwesternkirchen als gut bis sehr gut. In vielfacher Hinsicht gibt es

gegenseitigen Austausch, gemeinsames Nachdenken und praktische Hilfe. Manche kleine katholische Gemeinden versammeln sich noch heute am Sonntag in evangelischen Räumen. Wir nehmen bei kirchlichen Großveranstaltungen gegenseitige Einladungen wahr und sind auch ökumenisch präsent, wenn es um gemeinsame Anliegen in die Öffentlichkeit hinein geht. Das jüngste Beispiel solcher Zusammenarbeit und öffentlichkeitswirksamer Ökumene war die ökumenische Versammlung der Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften in der DDR, die in drei Sitzungen 1988/1989 beachtliche Abschlußdokumente produzierte. Diese ökumenische Zusammenarbeit griff in mancher Hinsicht schon Fragen auf, die dann in der politischen Wende Ende 1989 eine bedeutende Rolle spielten.

Es darf freilich nicht verschwiegen werden, daß wir als Katholiken nicht alle Wege unserer evangelischen Schwesternkirchen immer und jederzeit bejahen konnten. Dabei ist sicher zu berücksichtigen, daß die evangelische Kirche in der DDR ein theologisch zum Teil recht breit gefächertes Spektrum hat, das sich in der Vergangenheit dann auch in unterschiedlichen gesellschaftspolitischen Optionen auswirkte. Manchmal wurde beispielsweise die als Arbeitsthese zu verstehende Formel »Kirche im Sozialismus« in einer Weise ausgelegt und praktiziert, die bedenklich stimmen konnte. Wir waren als Katholiken stets kritisch gegen diese Formel, da uns der Begriff Sozialismus als Rahmenbegriff für die Definition des kirchlichen Selbstverständnisses nicht geeignet schien. Auch manch andere theologische Frage erzeugte Spannungen zwischen den Kirchen, wobei natürlich auch bei uns Katholiken der schwindende Sinn für die konfessionelle Ausprägung des Christlichen solchen Irritationen Vorschub leistete. Ich halte es für wichtig, daß die Ökumene als geistliche Aufgabe unserer Ortskirche noch stärker ins Bewußtsein tritt, gerade jetzt, wo sich die Gefahr einer Re-Konfessionalisierung neu bemerkbar macht. Ökumene ist nicht pragmatisch zu betreiben. Sie ist nicht durch faule Kompromisse zu fördern. Nur der geistliche Konsens im gemeinsamen Blick auf den Herrn bringt die Kirchen wirklich einander näher. Dennoch sollten neben je eigener Umkehr und geistlicher Vertiefung des eigenen konfessionellen Erbes die neuen Chancen in unserem Land für die Evangelisierung gesehen und gemeinsam wahrgenommen werden. Wir sollten uns besonders bemühen, in den Grundfragen unseres Volkes und bei der Bewältigung der vor uns liegenden gesellschaftlichen Herausforderungen aus gemeinsamer christlicher Überzeugung mit einer Stimme zu sprechen, besonders dort, wo es um den Schutz des Lebens, um die Würde der menschlichen Person und die Rechte der Schwachen und Schutzbedürftigen in der Gesellschaft geht.

Unser Durchblick durch gegenwärtige Fragestellungen der pastoralen Arbeit unserer Kirche im Osten Deutschlands konnte und wollte keinesfalls vollständig sein. Es zeigt sich auch, daß viele Fragen, die uns bewegen, wohl auch die Fragen anderer Ortskirchen sind, über Sachsen und Thüringen hinaus. Ich bin überzeugt, daß die seelsorgliche Situation in Ost und West sich bald durch die Angleichung der Lebensverhältnisse ähneln wird. Auf längere Zeit hin werden wir »Ostleute« uns freilich, auch im kirchlichen Umfeld, gegenseitig als solche erkennen. Die Vergangenheit werden wir nicht so schnell loswerden. Sie hat uns tiefer geprägt als wir meinen. Wir im Osten gehen sicher dem Westen ein wenig in der Erfahrung voraus, daß Christsein inmitten dieser Welt doch etwas sehr Exzeptionelles und im Grunde Befremdliches ist.

Schließen möchte ich gern mit folgendem Gedanken: Was in der Vergangenheit (ohne unser Verdienst!) eine gewisse Stärke unserer Ortskirche war, war ihre Armut und Einfachheit. Es wäre mein Wunsch, wenn uns das erhalten bliebe. Ich sage dies freilich ohne alle Illusionen. Manche Entwicklung hat eine Eigendynamik, die man nicht hindern kann. Zudem werden wir wie in der Vergangenheit weiterhin auf die selbstlose Hilfe der westlichen Ortskirchen angewiesen bleiben. Doch hoffe ich, daß wir auch wie bisher die empfangenen Gaben und Hilfen so einsetzen, daß unsere Kirche einfach bleibt, »berührbar« für die Menschen, besonders für jene, die Hilfe und Zuwendung brauchen.

Es soll vorkommen, daß ältere Leute gern von der Nachkriegszeit mit dem Tenor berichten: Damals hatten wir nicht viel, aber wir waren irgendwie glücklich. Ich würde mir wünschen, daß wir so von unserer Kirche in der alten DDR reden könnten: Damals hatten wir nicht viel, aber wir waren miteinander beim Herrn. Beide Satzhälften haben scheinbar doch sehr viel miteinander zu tun.